

Recensionen und Referate.

Einleitung in die Philosophie. Von C. Tausch. Wien, Konegen
1892. 8°. XIV, 72 S.

Diese Einleitung erinnert vielfach an Lotze'sche Ideen, ist aber im ganzen, namentlich im zweiten Theile, recht originell. Im ersten Theile wird die Frage gelöst: Was ist ein Begriff? Es werden da als die Stufen der Erkenntniss Empfindung, Anschauung und Begriff unterschieden. Gestehen wir es nur, es ist uns nicht klar geworden, was der Verfasser unter Begriff meint. Weisse, Farbe, Seiendes sind keine Begriffe, sagt er; dagegen werden Schimmel und Pferd als Beispiele vorgeführt. Am Schlusse (S. 42) resümiert der Verfasser also: „Die erste Frage ist gelöst: Der Begriff ist eine Complication von Empfindungsbeziehungen.“ Nun ist aber auch die Anschauung eine solche Complication, ja sogar die Empfindung selbst ist eine Zusammensetzung von einfachern Elementen oder Beziehungen (S. 1). Doch lesen wir einmal weiter. Vielleicht bringt der zweite Theil mehr Licht. Richtig, da lesen wir (S. 48): „Aus der bisherigen Untersuchung ergibt es sich, dass die Beziehungen hinsichtlich der Art ihres Gegebenseins zweifacher Natur sind: solche Beziehungen, die uns gegeben werden, das sind alle Empfindungsbeziehungen und deren Complicationen in der Anschauung; und solche, in welche wir selbst die uns gegebenen untereinander bringen, das sind die Begriffe. Da wir die Summe der ersten Classe von Beziehungen die Erfahrung, unser gewolltes Beziehen aber das Denken nennen, so beruht unser Wissen auf Erfahrung und Denken.“ Da haben wir es also endlich: Die Anschauung (und wohl auch die Empfindung) ist eine gegebene und erfahrene, der Begriff eine gewollte und gedachte Complication. Aber warum wurde das nicht schon im ersten Theile klipp und klar gesagt? Wie unterscheiden sich ferner Empfindung und Anschauung? Doch wir wollen nicht zu viel fragen. Wir müssten sonst auch die Verworrenheit des Ausdrucks tadeln, wenn man uns belehrt, dass die Beziehungen hinsichtlich der Art (?) ihres

Gegebenseins in gegebene und nicht (!) gegebene, sondern gewollte zerfallen; ist denn das Nicht-gegebensein eine Art des Gegebenseins? Überhaupt wäre grössere Klarheit und Präcision der Sprache dem ganzen Büchlein sehr zu wünschen. Zu guter Letzt können wir auch unsere Verwunderung nicht unterdrücken, dass man es für nöthig findet, gegebene und gewollte Vorstellungen zu unterscheiden, da ja die gleiche Vorstellung bei einem Menschen gegeben ist und bei einem anderen gewollt, ja bei demselben Menschen bald gegeben, bald gewollt.

Aus dem ersten Theile wollen wir die Ansicht des Verfassers hervorheben, dass die Gattung stets genau so viele Merkmale habe, als die Art, z. B. die Arten Schimmel d. h. weisses Pferd und Rappen d. h. schwarzes Pferd geben als Gattung Pferd d. h. farbiges Pferd. Diese Lehre, die schon Lotze, wenn auch weniger schroff, ausgesprochen hat, scheint uns recht fruchtbar in ihren Consequenzen zu sein. Es gibt keine einfachen Begriffe mehr. Ja, alle Begriffe haben gleich viele Merkmale. Denn es lassen sich alle Begriffe auf einen höchsten zurückführen. Der Verfasser kennt vier höchste Begriffe: den Gegenstands-, Eigenschafts-, Verbal-, Adverbialbegriff (S. 22 und 42). Nun herrscht aber (S. 29) in der Seele „das Gesetz von der Hemmung der Vorstellungen“. „Zwei ungleiche Vorstellungscomplexe kämpfen so lange mit einander, bis die besonderen Empfindungsbeziehungen zu allgemeineren, aber gemeinsamen sich abschwächen“, und so beide Complexe als Arten in eine Gattung zusammenfliessen. Es werden also auch jene vier Begriffe in Kampf gerathen, und das Resultat wird ein höchster Begriff sein, dem alle möglichen Begriffe als Arten untergeordnet sind. Dieser höchste Begriff hat gleich viele Merkmale als jede seiner Arten. Es wäre nun interessant zu erfahren, wie viele Merkmale es sind, in welche unsere Begriffe zerfallen, und welches die Merkmale des obersten Begriffes sind. Schade, dass der Verfasser seinen Gedanken nicht so weit verfolgt hat. Auch müsste man sich nach einem geeigneten Namen für den obersten Begriff umsehen. Bisher hat man ihn das Seiende genannt. Da aber der Verfasser gefunden hat, dass das Seiende keine Beziehung und folglich kein Begriff ist (S. 59), so wird er den höchsten Begriff anders bezeichnen müssen.

Es ist auch zu bedauern, dass der Verfasser wenig Rücksicht auf Meinungen anderer nimmt. Wir machen ihn auf die scholastische Definition des Begriffes aufmerksam. Die Scholastiker lehren, dass der Mensch ausser dem sinnlichen Erkenntnissvermögen, welches er mit den Thieren gemein hat, ein höheres besitze, den Verstand. Der Verstand erkennt nach ihnen die Universalien, das Allgemeine, das Wesen, das Sein der Dinge. Zwar erkennt er auch die Einzelwesen, aber nur indem er den allgemeinen Begriff, welchen er zunächst auffasst, in Verbindung bringt mit der vom inneren Bewusstsein gemeldeten Thatsache der sinnlichen Wahrnehmung. Die Sinne dagegen erkennen das Allgemeine oder das

Sein nicht, sie bleiben beim Singulären stehen. Zwar gibt es auch sogenannte ‚*universalia sensus*‘. Wenn der Wolf auf Raub ausgeht, so wird er dabei nicht geleitet von der singulären Vorstellung eines Rehes oder eines Schafes oder eines Hasen; er hat mehr unbestimmt ein Beutethier überhaupt vor Augen. Aber ein eigentliches Universale ist das nicht. Der Wolf erkennt das Beutethier nicht als ein Seiendes, welches in vielen Individuen verwirklicht werden kann. Beim Anblick eines Hasen sagt er sich nicht: Dieser Hase ist ein Beutethier. Er sagt sich auch niemals: Der Hase und das Reh sind einander ähnlich, sie sind beide Beutethiere. Er kann das nicht; seine Vorstellung des Beutethieres hat nicht die erforderliche Beschaffenheit, sie ist nicht wahrhaft allgemein und der Vervielfältigung durch Prädiciren fähig; sie ist nicht die Vorstellung eines Seienden. Beim Anblick des Hasen geht der Wolf zum Angriff über, weil die Wahrnehmung eines nahen Beutethieres, falls sonst alle Bedingungen erfüllt sind, unmittelbar ohne eigentliches Urtheil sich mit der Vorstellung eines schmackhaften Genusses verbindet, und so das Strebevermögen und die Raublust Isegrimm's in Thätigkeit umsetzt. Hätte das Thier wahrhaft allgemeine Vorstellungen, so würde es auch urtheilen und sprechen, Schlüsse bilden und die Wissenschaft pflegen gleich dem Menschen. — Auf Grund dieser Beobachtungen unterscheidet die Scholastik Sinn und Verstand. Sie hat dazu auch viele andere Motive. Besonders lehrreich ist folgendes: Der Mensch erkennt in den Dingen manches, was den Sinnen verborgen bleibt: er erkennt sie als Seiendes, als Ursache, als Wirkung, als Eigenschaft, als Substanz u. s. w. Da muss es dann doch ein entsprechendes Erkenntnisvermögen, den Verstand, über dem Sinne geben. Zwar betont die Scholastik: „*Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu*“. Aber das heisst blos, dass der Verstand seine Erkenntnisse aus den Daten schöpft, welche die Sinnlichkeit liefert, aber nicht, dass er in diesen Daten nichts weiter liest, als was schon der Sinn gefunden. Dazu kommt der Ich-Gedanke, die Idee Gottes, die Idee der Sittlichkeit und so manches andere. Der Mensch hat also, so schliesst die Scholastik, ein höheres Erkenntnisvermögen, welches dem Thiere mangelt, den Intellect, den Verstand. Begriff ist jetzt bei diesen Lehrern eine Vorstellung des Verstandes, also zunächst ein Universale, während die Vorstellungen der Sinnlichkeit Sensationen oder Phantasmen heissen. Die Begriffe werden durch Abstraction gebildet, d. h. der Verstand sieht zunächst von der Individualität ab, er abstrahirt von ihr, er erkennt das Allgemeine. — Herr Tausch würde sich ein grosses Verdienst erworben haben, wenn er diese scholastische Ansicht einmal recht gründlich widerlegt hätte. Es ist hier wirklich eine grosse Lücke in der modernen Philosophie. Noch niemals ist bewiesen worden, dass es keinen Verstand im Sinne der Scholastik gibt. Man versucht den Beweis nicht einmal. Man weiss,

wie es scheint, vielfach gar nicht, was Verstand, Begriff und Abstraction der Scholastiker bedeuten. Mit dem naivsten Dogmatismus von der Welt beginnt man immer wieder die Philosophie mit der Unterstellung, dass der Mensch keine Erkenntnisskraft ausser der sinnlichen, die er mit dem Thiere theilt, besitze. Und doch sollte man meinen, dass eine mässige Beobachtungsgabe hinreiche, um beim Hinblicke auf das Menschen- und Thierleben Zweifel an jenem Dogma zu bekommen. Es wird hohe Zeit, dass die moderne Philosophie die versäumte Widerlegung der Scholastik nachhole. Es handelt sich um ihre erste Grundlage, um ihren einzigen Rechtstitel. Gelingt ihr die Widerlegung nicht, dann ist es früher oder später um sie selbst geschehen.

Im zweiten Theile gibt der Verfasser eine „kurze Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“. Er unterscheidet Logik, Metaphysik und Aesthetik; zu letzterer zählt er auch die Ethik. Die einzelnen Wissenschaften sind in je vier Nummern behandelt. Der Verfasser hat nämlich im ersten Theile gefunden, dass es vier Arten von Relationen gibt. Diese Vierzahl gibt nun Licht in allen Wissenschaften. In der Logik spricht er von den vier Ideen der Denknöthwendigkeit (sollte heissen: Anschauungsnothwendigkeit), Identität, Aehnlichkeit, Ausschliessung. Die Idee der Identität gibt das bekannte entsprechende Princip. Die Idee der Aehnlichkeit liefert den Satz: Wenn einige *S.* das Prädicat *P.* haben, so haben auch einige *P.* das Prädicat *S.* Die Idee der Ausschliessung führt auf das Axiom: Wenn kein *S.* das Prädicat *P.* hat, so hat auch kein *P.* das Prädicat *S.* Wir sehen keinen Grund, weshalb die Logik gerade diese drei Principien, und nur diese drei, hervorheben soll. Der Umstand, dass diese drei mit der Idee der Denknöthwendigkeit zusammen genau vier ergeben, kann doch nicht als durchschlagendes Motiv gelten. Warum fehlt das ‚dictum de omni et nullo‘, auf dem der Syllogismus beruht? Wo bleibt das Princip des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten, der Satz vom hinreichenden Grund? Ich weiss zwar, dass das Princip des Widerspruchs und das der Identität im Grunde dasselbe ist; aber lässt sich denn das Princip der Aehnlichkeit, wie es der Verfasser nennt, nicht auch auf die Identität zurückführen, indem man, wie es die Scholastiker thaten, irgend ein *S.* bestimmt signirt? Und jenes Princip der Ausschliessung ergibt sich aus dem der Aehnlichkeit, indem man den Gegner ad absurdum führt.

Die Metaphysik zerfällt in Ontologie und Lehre von der Causalität. Die Ontologie ist die Lehre von den Seienden oder den Realen. Die Realen sind uns „wenigstens negativ bekannt“ d. h. man muss alles von ihnen negiren; sie sind weder identisch noch verschieden. Sind sie etwa das reine Nichts? In der Lehre von der Causalität gibt es die vier Probleme des Raumes, der Zeit, der Materie, der Veränderung. Z. B. das Problem der Veränderung lautet: „Es ist zu zeigen, dass das,

was uns Veränderung erscheint, die subjective Auflösung des Widerstreites zweier oder mehrerer Beziehungen ist, und dass umgekehrt durch das Zusammen entgegengesetzter Beziehungen in Gruppen von Realen der Schein der Veränderung entstehen muss.“

Die Aesthetik gruppirt sich um vier Ideen: Die Idee der Vollkommenheit, die Idee des Charakteristischen und der inneren Freiheit, die Idee des Einklanges und des Wohlwollens, die Idee der Ausgleichung und der Vergeltung.

Zum Schlusse können wir dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, dass er über seinen Gegenstand viel nachgedacht hat. Wenn dabei, wie uns scheint, der Wahrheitsertrag so winzig ist, so liegt die Schuld nicht an ihm; sie liegt an dem Geiste der modernen Philosophie, in deren Banne der Verfasser steht. Auf diesem Boden wächst keine gesunde Frucht in Ewigkeit. Wir vermischen in der besprochenen Einleitung zwar sehr die Beweise für so viele Behauptungen. Doch das ist nun einmal bei einer gewissen Philosophie nicht anders. Die Anschauungen des Verfassers sind eben so begründet, wie das System Hegel's und manches andere, welches in neuerer Zeit sein Glück gemacht hat. — Die Parole der wahren Philosophie kann nur sein: Bauen auf den Grundlagen des Aristoteles und der Scholastik.

Ex aeten.

Joseph Hontheim S. J.

Der Satz vom Grunde als Princip des Schliessens. Von Dr. Fr. Ehrhardt. Halle a. S., Pfeffer 1891.

Die Zurückführung der Folgerichtigkeit des Schlusses auf den Satz vom hinreichenden Grund, welche in dieser Schrift versucht und im einzelnen durchgeführt wird, will der Vf. nicht etwa so verstanden wissen, „als wäre sie bloß eine subjective Maxime der Betrachtung, neben der man mit demselben Rechte auch andere Betrachtungsweisen, wie etwa die Sphärenvergleichung oder die Substitutionsmethode, anwenden könnte; vielmehr behaupten wir, dass in der That der Satz vom Grunde das eigentliche und letzte, das zugleich constitutive und regulative Princip des Schliessens ist, und jede andere Begründung desselben nicht auf den Kern und das Wesen der Sache zurückgeht.“ Der Satz vom Grunde kommt dabei in der allgemeinsten Bedeutung in Anwendung: er spricht ein Abhängigkeitsverhältniß von Zweien aus, derart, dass wenn *A* gegeben, auch *B* gegeben ist, wenn *B* aufgehoben ist, auch *A* aufgehoben ist. So wird z. B. in der ersten Figur geschlossen: „Von *S* dem Subjecte des Untersatzes aus, gehen wir zu seiner Folge *M*, und von *M* weiter zu dessen Folge *P*; wir schliessen also von dem Grunde auf die Folge der Folge.“

Wenn der Vf. nicht exclusiv sein Schlussverfahren aufstellte, so wäre gegen dasselbe nicht so viel einzuwenden. Denn es mag Jedem freistehen, den kategorischen Satz in einen conditionalen, und damit den kategorischen Syllogismus in einen hypothetischen zu verwandeln, dessen Richtigkeit nicht auf Vergleichung der Identität und Verschiedenheit der Begriffe, sondern auf Abhängigkeitsverhältnissen beruht. Wenn aber behauptet wird, es liesse sich die Consequenz nur durch Abhängigkeitsverhältnisse erklären, so ist das so wenig wahr, dass man viel einfacher, leichter und anschaulicher nach dem Princip der verglichenen Identität und Verschiedenheit schliesst.

Fulda.

Dr. Gutherlet.

1. **Psychologie der Suggestion.** Von H. Schmidkunz. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von F. C. Gerster. Stuttgart, Enke 1892.
2. **Der Hypnotismus in gemeinfasslicher Darstellung.** Von demselben. Stuttgart, Zimmer 1892.

Der Vf. stellt sich die hohe Aufgabe, die Suggestion in ihrer ganzen Ausdehnung zur Darstellung zu bringen und sie als allgemeines normales Gesetz des Seelenlebens begrifflich zu machen. Was versteht er aber unter Suggestion?

„Unter gewissen Umständen kann auf eine Seele so eingewirkt werden, dass sich die ihr beigebrachte Vorstellung eines Phänomens in dieses selbst umsetzt, oder: dass sich der Inhalt eines beigebrachten psychischen Phänomens selbst als Phänomen realisirt.“ Das ist das grosse „Gesetz der Suggestion“, „das ist die grosse Entdeckung, welche durch die Forschungen über die Suggestion gemacht wurde und in unserem Werke systematisirt werden soll; die Entdeckung eines Naturgesetzes, welches wohl zu den merkwürdigsten von allen gehört und für die alte Frage nach dem Zusammenhange zwischen Körper und Seele neue Aufschlüsse (vielleicht auch nur neue Räthsel) gibt.“

Während man bisher die Suggestion meist auf die Hypnose beschränkt fand, stellt sie sich dem Vf. als eine allgemeine Erscheinung des Seelenlebens dar: 1^o als Objectsuggestion und starke Einwirkung eines Kunstwerkes, 2^o als Personalsuggestion, von andern Menschen ausgehend, 3^o Autosuggestion, z. B. Simulation von Epilepsie erzeugt dieselbe. Jede derselben hat wieder zahlreiche Unterarten, welche bisher freilich nicht als Suggestion, sondern als Wechselwirkung psychischer Zustände gefasst wurden. Der Vf. gibt selbst zu, dass manche Beispiele nicht grade nothwendig als Suggestion gefasst werden müssen, findet aber selbst darin

eine Bestätigung seiner Theorie, weil darin sich die Macht der Auto-suggestion auf seine Auffassung zeige.¹⁾

In Bezug auf die Suggestibilität der Hypnose findet er, „dass die hypnotischen Erscheinungen als solche, von verschiedenen Begleiterscheinungen abgesehen, keine isolirten und abnormen sind, sondern normale, nur ungewohnt gesteigerte Bestandtheile eines das alltägliche Leben durchdringenden mannigfaltigen systematischen Ganzen, und dieses Ganze ist der Suggestionismus, im Sinn eines Inbegriffs aller Suggestionen und suggestiven Zustände.“

Selbst der so auffallende exclusive „Rapport“ zwischen Hypnotiseur und Hypnotiker hat sein Analogon, z. B. in der ausschliesslichen Aufmerksamkeit der schlafenden Mutter auf ihr Kind. Je höher wir freilich in den hypnotischen Stadien hinaufsteigen, um so mehr entfernen sie sich von den normalen Erscheinungen. Aber selbst die körperlichen Alterationen durch hypnotische Suggestion sind nicht ohne Analogie.

„Ein Blatt Schreibpapier, an einen Schenkel gedrückt und als Senfpapier suggerirt, erzeugte am folgenden Morgen Röthung und kleine Blasen. Dass solche Erfolge selten sind und ganz besonders suggestible Medien benöthigen, hindert weder ihre Anerkennung noch auch die solcher spontanen Analogien, die, wie von Virchow bei der Louise Lateau oder wie bei den Tiroler ekstatischen Jungfrauen, früher einfach als Betrug oder Wunder verschrien wurden. Die neueste Zeit bringt immer wieder neue Beiträge zur Lehre von der Stigmatisirung; die officiellen medicinischen Zeitschriften verzeichnen sie denn auch ganz anstandslos . . . Das jüngste Psychologiebuch, das des Amerikaners W. James, weiss die Namen von 16 Forschern aufzuzählen, welche suggestive Veränderung in der Ernährung der Gewebe bezeugten.“

Weitaus am wichtigsten ist der dritte Theil, der eine Erklärung der Suggestion zu geben versucht. Was ist die Suggestion? Zuerst sucht der Vf. nach den Elementen der Suggestion, um aus denselben das Ganze synthetisch zu construiren. Diese Elemente, welche die Suggestion theils fördern, theils bilden, erweisen sich ihm als Arten einer grösseren Gattung, der psychischen Energien, wengleich von ihm zugegeben wird, dass auch der Grund der Seele, nicht blos ihre Aeusserungen dabei im Spiele sind.

Vor allem kommen die Vorstellungen in Betracht. Wer das Trägheitsgesetz recht erfasst hat, dem muss es wunderbar erscheinen, dass eine Vorstellung, die einmal vorhanden ist, wieder vergehen soll. Thatsächlich kann sie 1. im Gedächtniss bleiben, 2. sie kann in Actualität verharren, 3. sie kann in ihren Folgen verharren, 4. sie kann nach Wieder-

¹⁾ Die Wirkung des Weihrauchs, worauf beispielsweise der Vf. so grosses Gewicht für seine Theorie der Suggestion legt, hat ihren einfachen Grund in dem Einflusse der Sinnlichkeit auf den Geist.

holung drängen. „Bei der zweiten, dritten und vierten der obigen Verharrungsweisen kann die dabei wirkende Kraft so auffällig werden, dass wir uns zu einer besonderen Abgrenzung solcher Fälle veranlasst sehen. Diese Gruppe führt uns der Welt des Suggestiven besonders nahe“. Keinem Menschen werden „zwingende“ Vorstellungen erspart, nur in einzelnen Fällen werden sie Zwangsvorstellungen. Sie drängen zu einer psychischen Entlastung, die ganz den Erfolgen einer in der Hypnose gegebenen posthypnotischen Suggestion entspricht. Die Vorstellungen haben selbst eine Bewegungskraft nicht bloß zu seelischen, sondern auch zu körperlichen Bewegungen.

Noch mächtiger ist die Wirkung der Sympathie. „Es ist bekannt, dass Gefühle ansteckend sind.“

Aber ausser diesen und anderen allgemeinen Energien „sind es sogar ganz specielle Energien, welche hier mehr oder weniger in Betracht kommen!“ Es kommt aber dabei auf zwei wesentliche Bedingungen an: 1. Die Erhöhung der psychischen Energien. 2. Die Isolirung derselben. Die Verstärkung hängt nicht zum geringsten Theile von der Unwillkürlichkeit ab; der Vf. stellt sogar „ein Gesetz der stärkeren Unwillkür“ auf. Die Isolirung bewirkt die Enge des Bewusstseins. „Jene Enge ist für die Seele selbst ein permanent zu passirendes Joch. Und der Suggestiongeber stellt das Joch in beliebige Richtung. Die Seele muss sich fügen. Da wird die Suggestion leicht zum Alleinherrscher.“ Dazu kommt: „Je stärker man ‚bei sich‘ ist, desto schwächer sind die psychischen Phänomene und ihre Energie bei sich und umgekehrt.“

Darnach können die suggestiven Zustände auch definirt werden „als solche, worin die verschiedenen psychischen Energien in bestimmten Richtungen gesteigert (oder modificirt) sind, und die Hypnose einschliesslich ihrer posthypnotischen Ergänzungen als derjenige künstlich schlafartige Zustand, in welchem die verschiedenen psychischen Energien in den vom Hypnotiseur bestimmten Richtungen gesteigert (modificirt) sind.

Unter den „Anwendungen“ (Vierter Theil) dürfte wohl die auf die Psychologie die wichtigste sein: die gewöhnlichen seelischen Phänomene erklären die hypnotischen, und diese werfen Licht auf jene: eine stetige Reihe führt von den höchsten hypnotischen Zuständen durch die Wach-suggestion zu der alltäglichen. Darum wird die Psychologie fernerhin die suggestiven und hypnotischen Zustände nicht mehr aus ihrem Bereiche verweisen dürfen.

Selbst die Seelenfrage kann durch den Suggestionismus und zwar im Sinne des Aristoteles und Thomas v. Aquin eine Lösung finden. Wenn die Seele durch Suggestion Brandwunden und Stigmata im Körper erzeugen kann, dann ist sie dessen formgebendes Princip, sie baut ihn sich selbst auf. Ja im Grunde braucht für die physiologisch-körperlichen Phänomene kein der Seelensubstanz verschiedener Träger an-

genommen zu werden. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welche die Seele in der Hypnose bekundet, spricht auch für ihre Unsterblichkeit.

Weiterhin zeigt der Vf. die hohe Bedeutung der Suggestion für die gesammte Philosophie, für die Heilkunde, die Rechtspflege und schliesslich für die Kunst, Cultur und Religion, wovon uns der letzte Punkt besonders interessirt.

Hier bringt der Vf. nicht blos Fluch und Segen, die Anziehungskraft der Religionsstifter, den Enthusiasmus ihrer Anhänger, sondern mit Berufung auf Theologen (Döllinger, Delitzsch) selbst die Prophetie, die Ekstase, die Sprachengabe des Pfingstfestes mit der Suggestion in Verbindung. Es lässt sich nun gewiss nicht leugnen, dass Analogien und Berührungspunkte vorhanden sind, wenn aber ein Prophet Dinge verkündet, welche räumlich und besonders zeitlich so fern sind, dass sie nur der Allwissende eingeben konnte, wenn wirklich ganz unbekannte Sprachen gesprochen und verstanden werden, wenn in einer Ekstase Erscheinungen zu Tage treten, die weder durch psychische Energien noch durch den Grund der Seele erklärt werden können: dann kann man sich nicht mehr auf das Gesetz der Stetigkeit, auf „die Reihbildung“ berufen. Selbst in der Wissenschaft des consequentesten Zusammenhanges, in der Mathematik, müssen ausser den stetigen auch unstetige Functionen angenommen werden. Jedenfalls wird das Gesetz der Stetigkeit beim Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen durchbrochen. Von der endlichen Seele führt kein stetiger Uebergang zur Allmacht und Allwissenheit. Um zu behaupten, dass den Aposteln die Kenntniss der fremden Sprachen durch Suggestion zu Theil geworden sein könne, müssten doch bessere Gründe und Thatsachen für eine Gedankenübertragung vorgebracht werden, als sie bis jetzt vorliegen. Wie M. Offner ¹⁾ nachweist, sind weder die Thatsachen hinlänglich erforscht, noch überschreitet ihre Leistung die Hyperästhesie der Hysterischen und Hypnotiker. Die Menschwerdung des Wortes, oder die Verleiblichung der göttlichen Ideen in der Schöpfung mit der Bildung von Brandblasen durch Einbildung zu analogisiren, dürfte denn doch zu kühn sein.

Im übrigen sind wir mit dem Grundgedanken des Vf.'s, dass von den höchsten und wunderbarsten Erscheinungen der Hypnose bis zu den Seelenzuständen des gewöhnlichen Lebens eine stetige Abstufung besteht, vollkommen einverstanden: die Seele und ihre Kräfte muss als Grund der ganzen Reihe angesehen werden. Auch Diejenigen, welche ihm nicht zustimmen, müssen es doch als ein Verdienst ansehen, dass er ein

¹⁾ Ueber Fernwirkung und normale Wahrnehmungsfähigkeit. Altenburg. Sonderabdr. aus 9. Heft 15. Bd. d. Viertelj. f. wiss. Philos.

ungeheuer reiches Material zusammengestellt, Analogien und Bindeglieder aufgesucht, geschickt gruppiert und geistreich unter dem Gesichtspunkt der Suggestion betrachtet hat: eine solche Betrachtung hat zum mindesten logische Berechtigung.

Fulda.

Dr. Gutberlet.

Ueber Fernwirkung und normale Wahrnehmungsfähigkeit.

Methodologische Randglossen von Max Offner. Altenburg, Pierer.

Der Vf. unterzieht all die „wunderbaren“ Erscheinungen der Hypnose, der Hysterie, insbesondere die Telepathie, das Hellsehen, die Gedankenübertragung, die Krankheitsdiagnosen, die Reiseexperimente einer besonnenen Kritik an der Hand Richet's, wohl der erfahrensten und nüchternsten Auctorität auf diesem Gebiete, und findet, dass die Thatsachen entweder nicht genau genug untersucht sind oder jedenfalls nicht durch eine unübersteigliche Kluft von den allgemeinen Leistungen der Seele getrennt sind. Insbesondere weist er auf die Hyperästhesie der in Rede stehenden Patienten hin, die in Bezug auf Sehen, Fühlen, Riechen das Unglaubliche leisten.¹⁾ Er schliesst mit der richtigen Bemerkung, dass wir in diesen Fragen uns noch vollkommen im Stadium der einfachsten Empirie befinden. „Einen verlässigen, unangreifbaren Fonds von Thatsachen zu schaffen, das wird die Aufgabe der nächsten Zeit sein. . . . Wir müssen, wenn anders diese Phänomene aus ihrer isolirten Stellung herausgeführt und den Erscheinungen des normalen Seelenlebens organisch angegliedert werden sollen, uns hüten vor übereilten philosophischen Theorien und vorschnellen metaphysischen Speculationen.“ »Es ist ein grosser Schaden«, betont Richet mit vollem Rechte, »für diese Wissenschaft, dass die Spiritisten, Theosophen, Magnetiseure und Mystiker so viel tolles Zeug auf einer so unsicheren, winzigen Basis errichtet haben. Halten wir getrost mit unserer Neigung, zu verallgemeinern, zurück und bleiben wir auf positivem Boden! Suchen wir uns mit tadellos angestellten Experimenten zu begnügen! Die Theorie folgt später nach. Heute sind fehlerlose Beobachtungen unsere Aufgabe, aus denen wir nichts schliessen dürfen als das Factum selbst.« Das ist ein durch und durch gesunder Grundsatz. Wäre er schon früher auf diesem Gebiete in Anwendung gekommen, so würden zweifellos die Thatsachen uns die Continuität, die sie mit dem Normalen verknüpft, wenigstens ahnen lassen.“

Fulda.

Dr. Gutberlet.

¹⁾ Vgl. „Phil. Jahrb.“ V. Bd. (1892) S. 108.

Religion und Irreligion. Von Mgr. E. Bougaud, Bischof von Laval. Uebersetzt von Ph. Prinz v. Arenberg. Mainz, Kirchheim 1891.

Wir haben hier nicht eine trockene Beweisführung für die Wahrheit der Religion und die Verkehrtheit des Unglaubens vor uns, sondern eine meisterhaft glänzende Darstellung des Wesens der Religion, ihrer Schönheit, ihrer Nothwendigkeit für das Individuum, für die Familie, für die Gesellschaft, und eine vernichtende Kritik der Irreligion aus dem entsetzlichen Verderben, das sie auf allen Gebieten des Lebens anrichtet.

Wir stimmen dem Vf. vollkommen bei, wenn er die Aufgabe der Apologetik in unserer Zeit hauptsächlich in der Begründung der Wahrheiten der natürlichen Religion findet; der Unglaube ist ja bereits so radical geworden, dass er nicht bloß die geoffenbarten Wahrheiten, sondern selbst Gott und Unsterblichkeit leugnet. Derselbe Gesichtspunkt war ja auch für den Referenten bei Abfassung und Anordnung seiner Apologetik leitend. Aber der Vf. geht vielleicht in dieser Betonung der inneren Kriterien der Religion zu weit. Er will zwar die Wunder und Weissagungen nicht gering achten, hält ihre eingehende Darlegung aber für die Apologetik des achtzehnten Jahrhunderts charakteristisch und für nicht so leicht und überzeugend wie die Darlegung der Schönheit, Erhabenheit der religiösen Wahrheiten. Mir scheint hier eine Unterscheidung nothwendig.

Wenn es sich darum handelt, Jemanden zum Glauben zu bringen oder zurückzuführen, wird allerdings die Methode, welche der Verfasser verfolgt, den Vorzug verdienen; freilich kann nur derjenige dieselbe eine leichtere nennen, dem das Wort, die geistreiche Auffassung der Religion, die Welt- und Menschenkenntniß zu Gebote steht, wie wir sie in dieser Apologie bewundern. Aber wenn es sich darum handelt, Grundlagen für den Glauben zu gewinnen, Beweise, auf welche sich die Glaubensgewissheit stützt, werden wir der ‚motiva credibilitatis‘, der Wunder und Weissagungen nicht entrathen können. So glaube ich recht gern, dass das 11., 12. und 13. Kapitel, in welchem in unübertrefflicher Weise die „göttliche Behandlung des Schmerzes“ geschildert wird, schon für sich hinreichen, manch zermalmtes Herz wieder zu bestimmen, in der Religion den einzigen wahren Trost zu suchen, aber um einen unerschütterlichen Glauben zu gewinnen und zu bewahren, reicht nicht hin, dass er trostvoll, sondern dass er wahr sei.

Manches was in dem Werke ausführlicher dargelegt wird, dürfte mehr auf französische Verhältnisse passen und darum auch dort besonders von Nutzen sein, aber lernen können Alle daraus, auch wir Deutsche, wohin es z. B. mit einem Volke kommt, wenn es die Religion von sich wirft. Die Schilderungen des Vf.'s über die sittlichen Zustände des

irreligiösen Frankreichs sind wirklich haarsträubend: aber bedenken wir, dass bei den heissblütigen Franzosen die sittlichen, religiösen, politischen Zustände zwar einen rascheren Verlauf nehmen als bei den gemässigten Germanen, aber mit derselben logischen und psychologischen Consequenz wird auch bei uns die Irreligion über kurz oder lang, wenn sie allgemeiner wird, dieselben unseligen Zustände schaffen wie über dem Rhein. Darum dürfte diese Apologie trotz ihres vielfach französischen Gepräges doch auch für Deutschland von hoher Wichtigkeit sein, und müssen wir dem Uebersetzer für seine Bemühungen Dank wissen. Uebrigens bildet die Schrift nur den 1. Band einer grösseren zeitgemässen Apologetik: „Christenthum und Gegenwart“, deren Tendenz durch den Titel hinlänglich charakterisirt ist.

F u l d a.

Dr. Gutberlet.

Jesus Christus. Von P. Didon aus dem Predigerorden. Autoris. Uebersetzung aus dem französischen Original von Dr. C. M. Schneider. 2 Bde. Regensburg, Verlags-Anstalt 1892.

Wenn je Jesus Christus das Zeichen war, dem widersprochen wird, an dem die Geister sich scheiden, um das der grosse Weltenkampf tobt, so ist das gewiss in unserer Zeit in der augenfälligsten Weise der Fall. Wenn seine Gegner alles aufbieten, um seine göttliche Persönlichkeit zu einer rein menschlichen ja mythischen Gestalt zu verflüchtigen, so müssen seine Schüler vor allem diese Person in ihrer vollen historischen Klarheit und Wahrheit sowie in ihrer übermenschlichen Erhabenheit zur Darstellung bringen.

Unter manchen derartigen Versuchen unserer Zeit hat das oben genannte Werk von Didon grosses Aufsehen, wenigstens in seinem Heimathlande, gemacht. Doch wird dasselbe nicht verfehlen, auch in deutscher Uebersetzung in unserem Vaterlande sich viele Freunde zu erwerben. Denn nicht nur werden innerliche Seelen erbaut werden durch das tiefere Eindringen in das edelste aller Herzen, sondern auch kritischer angelegte Naturen werden die Ansprüche, die man billiger Weise an einen Historiographen stellen kann, befriedigt finden. Der Vf. widerlegt nicht nur direct mancherlei Einwände der Ungläubigen gegen einzelne Ereignisse, insbesondere wunderbare Vorgänge im Leben Jesu, sondern, was von durchschlagender Bedeutung ist, er zeichnet mit grosser Sorgfalt immer den historischen, geographischen Hinter- und Untergrund der evangelischen Geschichte. Insbesondere zeigt er sich sehr vertraut mit der Topographie Palästina's, die er wohl nur durch längeren Aufenthalt an den heiligen Orten so detaillirt kennen lernen und darstellen konnte. Damit wird aber zugleich dem kritischen wie dem erbaulichen

Momente in befriedigender Weise Rechnung getragen; denn auch für den betrachtenden Christen ist die ‚compositio loci‘ von hoher Bedeutung. Wir können in diesem philosophischen Jahrbuche nicht näher auf den Inhalt eingehen: das Gesagte mag zur Empfehlung des Werkes genügen.

Fulda.

Dr. Gutberlet.

Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen. Von E. Wasmann S. J. Münster 1891. VIII, 262 S.

Vorgenannte Schrift, zum grössten Theil ein Separatabdruck mehrerer Abhandlungen, welche in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ in den Jahren 1888/91 veröffentlicht wurden, will einen „Beitrag zur Biologie, Psychologie und Entwicklungsgeschichte der Ameisengesellschaften“ (S. I) liefern, indem sie „die Beziehungen der Ameisen verschiedener Arten, die dasselbe Nest bewohnen“ (S. II), zu ihrem Objecte macht. Demgemäss zerfällt sie in drei Theile. Der erste Theil, aus den Abschnitten I und II bestehend, ist dem Zwecke gewidmet, „dem Biologen einen ziemlich vollständigen und nach einheitlichen Gesichtspunkten geordneten Ueberblick über das einschlägige Beobachtungsmaterial zu bieten“ (S. III.) Diesen Zweck zu erreichen, und zwar auf vollkommene Weise, war dem Verfasser der Schrift nicht schwer. Man sieht es dem ganzen Buche an, dass er ein Fachmann ersten Ranges ist und auf der Höhe der entomologischen Wissenschaft steht, weshalb auch die deutsche zoologische Gesellschaft, sowie mehrere entomologische Gesellschaften des In- und Auslandes, sich veranlasst fanden, ihn, einen Jesuiten, zu ihrem Mitgliede zu machen. Im ersten Abschnitt seiner Schrift handelt der Verfasser über die zusammengesetzten Nester der Ameisen, d. i. über jene Ameisenwohnungen, welche zwei oder mehrere Kolonien verschiedener Ameisenarten beherbergen, sei es nun, dass diese Wohnungen unmittelbar aneinanderstossen, sei es, dass sie ineinander liegen, und im zweiten Abschnitt über die gemischten Kolonien der Ameisen, d. i. über jene Ameisenhaushaltungen, welche in einem und demselben Neste vorkommen und aus Ameisen verschiedener Arten bestehen (S. 3.). Jeder dieser beiden Abschnitte theilt der Verfasser dann wieder in zwei Kapitel, um die zufälligen und gesetzmässigen Formen zusammengesetzter Nester bzw. gemischter Kolonien getrennt für sich darzustellen. Der zweite Abschnitt, bei weitem umfangreicher, als der erste, ist auch der interessantere. In ihm handelt es sich namentlich um die Biologie der sklavenhaltenden und sklavenraubenden Ameisen: Die blutrothe Raubameise, die Amazonenameise, Hubers Säbelameise, die gelbrothe Säbelameise u. s. w. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Lebensweise der Amazonenameise (*Polyergus rufescens*, einer der schönsten Ameisenarten), unzweifelhaft deshalb, weil dieselbe trotz ihrer staunenerregenden Ge-

wandtheit und Kühnheit, welche sie auf ihren Sklavenjagden bekundet, vor allen andern Ameisenarten geeignet ist, zu beweisen, dass die Ameisen bei ihren Thätigkeiten nicht von einer ihnen innewohnenden Intelligenz, sondern nur von einem angeborenen blinden Instincte geleitet werden (S. 264). Bei all' seinen Schilderungen schöpft der Verfasser aus dem Vollen, dies aber nicht etwa blos in dem Sinne verstanden, dass er emsig und umsichtig gesammelt hat, was andere Forscher auf dem Gebiete der Ameisenkunde gefunden und festgestellt haben, sondern auch in dem, dass er die entomologische Wissenschaft mit vielen eigenen Entdeckungen bereichert hat (vgl. S. III). Die Form der Darstellung ist nicht trocken und einförmig, wie es die behandelte Sache so leicht mit sich bringen könnte, sondern abwechselnd und mannigfaltig, frisch und lebendig, anschaulich und anmuthig, stets fesselnd und gemeinverständlich, so dass der Verfasser mit Recht sagen kann (S. III): „Auch derjenige, der, ohne in Naturwissenschaft oder Philosophie Fachmann zu sein, für das Thierleben und insbesondere für das Ameisenleben sich interessirt, dürfte diese Studie mit Nutzen lesen, vorausgesetzt, dass er nicht blos eine Unterhaltungslectüre sucht.“ Zuweilen freilich ist ihm ein etwas ungenauer oder missverständlicher Ausdruck untergelaufen. Was heisst z. B. abstehend behaart (S. 115), abstehende Haare (S. 117, Note 1), stehen ihnen eine Reihe von Hypothesen zu Gebote (S. 137), noch verschiedenere Arten (S. 147), den regungslosen Scheintod (S. 197), bestimmt gerichtete Variabilität (S. 222, 223, 237), bestimmt gerichtete innere Entwicklungsanlagen (S. 251), bestimmt gerichteten Entwicklungsgesetzen (S. 253)? — In dem zweiten Theil seiner Schrift (III. Abschnitt, 1. Kapitel), verfolgt der Verfasser einen „philosophischen“ (S. III) oder besser gesagt einen psychologischen (vgl. S. I) Zweck, indem er zu beweisen sucht, dass die Wechselbeziehungen, welche zwischen den Ameisen verschiedener Arten in den zusammengesetzten Nestern bezw. in den gemischten Kolonien obwalten, nichts anders, als die Folge eines angeborenen Instinctes sind, gemäss welchem die Ameisen für ihre Selbst- und Arterhaltung mit Nothwendigkeit dasjenige ausführen, was ihr Schöpfer als den stereotypen Ausdruck seines Willens in ihre Natur hineingelegt hat (S. 179, 213 und 214). Und diesen Beweis, einen wahrhaft überzeugenden Beweis, hat er an der Hand der einschlägigen That-sachen erbracht. Derselbe lässt sich in allgemeinen Worten kurz also wiedergeben: „Wir dürfen den Thieren keine höheren psychischen Fähigkeiten zuschreiben, als sie äussern. Und wenn diese Aeusserungen sich ebenso gut oder noch besser durch den Instinct, als durch den Verstand der Thiere erklären lassen, so wäre es unwissenschaftlich, eine Thierintelligenz anzunehmen“ (S. 190). Nun lassen sich aber die zweckmässigen Thätigkeiten, welche die Ameisen äussern, aus einem ihnen zugeschriebenen Instincte nicht blos ebensogut, sondern sogar noch besser, als aus einem

bei ihnen angenommenen Vermögen der Ueberlegung erklären, ja die Thatsachen des Ameisenlebens, selbst im Leben der blutrothen Raubameise (*Formica sanguinea*), welche unter allen einheimischen Ameisenarten doch jedenfalls den höchsten Grad einer individuellen Intelligenz beanspruchen könnte (S. 63 f., 202 f.), stehen oftmals mit der Annahme einer Ameisenintelligenz geradezu in Widerspruch (S. 205—212). Daraus folgt mit Nothwendigkeit, dass es unwissenschaftlich ist, bei den Ameisen eine ihnen selbst zukommende Intelligenz anzunehmen. Wenn aber die Ameisen die Zwecke ihrer zweckmässigen Handlungen nicht kennen, so vermögen sie noch viel weniger, dieselben sich zu setzen; es muss eine höhere Intelligenz vorhanden sein, welche diese Zwecke für die Ameise nicht nur erkannt, sondern auch angeordnet hat. Diese Intelligenz kann aber keine andere sein, als die Intelligenz des Schöpfers (S. 213 f.). Was freilich die Erklärung betrifft, welche der Verfasser von dem Instincte der Ameisen oder, allgemeiner gesprochen von dem der Thiere gibt, so dürfte sie nicht richtig sein. Nicht „die unbewusst zweckmässige Verbindung bestimmter sinnlicher Wahrnehmungen oder Empfindungen mit den entsprechenden Trieben und äusseren Thätigkeiten“ (S. 186), sondern die unüberlegt zweckmässige Verbindung bestimmter Triebe und äusserer Thätigkeiten mit den entsprechenden sinnlichen Wahrnehmungen oder Vorstellungen — ist das eigentliche Wesen des thierischen Instinctes. Das sinnliche Erkenntnissvermögen des Thieres ist ganz gewiss ebenso zweckmässig veranlagt, wie sein sinnliches Begehrungsvermögen (S. 188), aber nichtsdestoweniger ist und bleibt der Instinct eine Eigenthümlichkeit des Begehrungsvermögens, wie auch schon das Wort ‚instinctus‘ andeutet. — Der dritte Theil der Schrift (III. Abschnitt, 2. Kapitel) endlich soll dazu dienen, die darwinistische Descendenztheorie durch Thatsachen aus dem Leben der gemischten Ameisengesellschaften und bloß durch solche zu widerlegen. „Nur bei solcher Beschränkung des Gegenstandes, sagt der Verfasser (S. 216), ist es möglich, in die Tiefe zu gehen und eine einigermaßen gründliche Untersuchung anzustellen.“ Und er hat Recht. Die Untersuchung der einschlägigen Thatsachen ist aber auch wirklich eine gründliche, und die Abfertigung des Darwinismus infolgedessen eine durchschlagende geworden, was um so schwerer in die Waagschale fällt, als der Verfasser ausdrücklich erklärt (S. 252), dass er „einer gemässigten Entwicklungstheorie an und für sich nicht abgeneigt sei und die Wahrscheinlichkeit einer Entwicklung innerhalb bestimmter Formenreihen, soweit sie wirklich nachweisbar ist, gerne anerkenne.“ — Das Verzeichniss der Druck-, bezw. Schreibfehler hätte wohl noch um einige Nummern vermehrt werden können. So müsste es z. B. heissen: S. 14 Z. 13 Cheops st. Cecrops; S. 24 Z. 21 die st. dass; S. 59 Z. 3 Zu Hause st. Zuhause; S. 112 Z. 30 Verbindung st. Verhinderung; S. 134 Z. 9 umstehende st. beifolgende; S. 183 Z. 37 psychologische (Vgl. S. I,

191 u. 192) st. philosophische; S. 184 Z. 11 psychologischen st. philosophischen; S. 193 Z. 26 Vorstellung st. Wahrnehmung (vgl. Z. 200 S. 14 f.); S. 221 Z. 11 Arbeiterinlarve st. Arbeiterinnenlarve. Was die dem Text beigefügten Figuren betrifft, welche übrigens nicht alle mit fortlaufenden Nummern versehen sind (vgl. S. 132 f.), so wäre es eine dankenswerthe Zugabe gewesen, wenn bei jeder derselben nicht blos die natürliche Grösse der dargestellten Sache, sondern auch die lineare Vergrößerung der Zeichnung angegeben worden wäre.

Trier.

Dr. L. Schütz.

G. Th. Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben von Prof. Dr. jur. J. E. Kuntze. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1892. M. 6.

Der Verfasser dieser Biographie war als Neffe, Hausgenosse und langjähriger Vertrauter Fechner's in der Lage wie kein Anderer, uns ein treues Bild vom „ganzen Fechner“ zu zeichnen. Die freundschaftlichen Beziehungen haben es ermöglicht, die innersten Falten des Fechner'schen Geistes, die kleinsten Züge seiner Lebensgewohnheiten, die verborgensten Erlebnisse des in der Verborgenheit schaffenden Denkers, Gelehrten und Forschers, dem Leser vor Augen zu stellen, haben aber in keiner Weise die Objectivität des Urtheils über den Gefeierten getrübt. Auf dem festen Standpunkte christlicher Weltanschauung stehend, tritt er in allen Punkten, in welchen Fechner diesem Standpunkte nicht gerecht wird, entschieden entgegen und unterwirft seine Philosopheme einer meist zutreffenden strengen Kritik. Freilich, einen so allseitigen auf den disparatesten Gebieten originell schaffenden Geist objectiv zu beurtheilen, dazu gehört eine so umfassende Geistesbildung, die nur Wenigen eigen. Darum hat sich der Vf. auch kein Urtheil über die mathematischen, naturwissenschaftlichen, insbesondere psychophysischen Arbeiten des Begründers der Psycho-Physik erlaubt, sondern verweist auf Andere, insbesondere W. Wundt, dessen Gedächtnissrede auf den Verstorbenen im Anhang mitgetheilt wird.

Fechner's Charakteristik als Philosophen, welche uns besonders interessirt, fasst der Vf. in folgende Worte zusammen: „Fechner gehört zu denjenigen Philosophen, welche einmal die Philosophie aus ihren Himmeln in die Niederung und die Nachbarschaft der Fachwissenschaft ziehen und sodann dem philosophischen Denken eine Richtung nach dem positiven Christenthum hin geben. Fechner ist nicht Eklektiker wie Weisse, er ist durch und durch originell und unabhängig. Er ist ein rücksichtsloser Widerpart aller metaphysischen und aprioristischen Constructionen und befiehlt diese, wo er Gelegenheit findet; er hält sich

dabei nicht immer frei von Sophismen; er trägt etwas vom Satyriker und Sophisten an sich, dem es nicht darauf ankommt, die bloße Analogie die Rolle des Arguments spielen zu lassen. Er ist aber auch, trotzdem dass er überall nach positiven Ueberzeugungen ringt und mit grosser Entschiedenheit die Grundlagen seines Systems festhält, Skeptiker und hat als solcher seine Lust daran, Dargebotenes vielleicht ohne Noth anzuzweifeln und selbst hier und da seinen Grundsatz, dass Unbeweisbares nicht ohne weiteres zu verneinen sei, zu verleugnen. So verkörpert sich in Fechner eine ganz reiche Zeit, eine Zeit des Uebergangs, des Abbruchs und Neubaus, des Abwehrens und Suchens, und es ist schwerlich ein deutscher Denker der neueren Zeit zu nennen, welcher so eigenthümlich und universell diese Zeit widerspiegelte und als klassisches Exempel eines deutschen Denkers neueren Styls gelten könnte.“

Fechner's Weltanschauung ist eine Art Pantheismus: im Allgeiste sind alle niederen Geister bis zum Menschen herab, ja bis zu den Pflanzen und Sternen, welche auch beseelt sind, eingeschlossen, die Wellenbewegung der Atome ist nicht dunkel („Nachtansicht“) sondern licht und im Bewusstsein Gottes („Tagesansicht“). Trotzdem verwahrt er sich gegen den vulgären Pantheismus und will sogar die christlichen Dogmen durch seine Philosophie unserer naturwissenschaftlichen Welt annehmbar machen. Dass es ihm damit voller Ernst war, beweist seine Verehrung für die Bibel: täglich las er darin, oder liess er sich bei seinem schweren Augenleiden darin lesen. Auch versichert er, dass nur die Religion, die Aussicht auf eine Vergeltung im Jenseits ihn in einer schweren jahrelangen geistig-körperlichen Erkrankung aufrecht erhalten habe. Um so mehr muss man es bedauern, dass ein so reicher Geist mit solcher wohlwollenden Gesinnung vom eigentlichen Wesen des Christenthums so wenig verstanden habe, und sich verwundern, da sein Vater Pastor, seine Familie eine Pastorenfamilie war, und er nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters im Hause seines geistlichen Oheims studirte.

Der Philosophie und den Naturwissenschaften war die Hauptthätigkeit Fechner's gewidmet. Aesthetik, Poesie, Humoristik und Mystik (Spiritismus, Magnetismus) nennt der Verfasser eine „Parenthese“ in seiner Hauptthätigkeit: seine früheren belletristischen Schriften hat er darum auch unter dem Pseudonymen Dr. Mises veröffentlicht.

Ueber das äussere Leben unseres Gelehrten fasst K. seine eingehende Darstellung in folgendes Resumé zusammen: „Fechner's äusseres Leben spann sich ungefähr in der gleichen Einfachheit ab, wie dasjenige des Philosophen Kant, welcher in Königsberg lebte und lehrte und von Königsberg aus die deutsche, ja die europäische Gedankenwelt in Bewegung setzte. Ebenso reich wie Kant's Innenleben, war auch dasjenige Fechners . . . arm an äusseren Thaten und drastischen Erlebnissen, aber reich an Einfällen und Empfindungen, Gedanken und Systemen,

Plänen und Experimenten. . . . Wer das am Ende des Buches befindliche Verzeichniss der literarischen Erzeugnisse Fechner's überblickt, den muss Staunen ankommen ob der Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit. Sein ganzes langes Leben war eben durchaus von der Arbeit am Schreibtisch erfüllt; der Unterbrechungen waren zu allen Lebenszeiten immer nur wenige und nur kurze. Selbst auf Reisen hielt er es ohne literarische Thätigkeit nicht lange aus. . . . Ohne Tinte und Feder glich dieser gelehrte Mann einem Schmied ohne Hammer und Amboss. Wenn er, was in den letzten Jahrzehnten fast regelmässig geschah — abgerechnet die allerletzten Jahre — in die Sommerfrische ging, that er das nie ohne grossen Feder- und Papier-Apparat und ganz bestimmte Arbeitsgegenstände.“

Von den Einzelheiten seines Lebens hat die Geschichte seiner schweren nervösen Zerrüttung den tiefsten Eindruck auf den Ref. gemacht. Wie der tragische Verlauf dieser geistig-körperlichen Erkrankung Mitleid erregt, so kann die durch ernste Willensanstrengung bewerkstelligte Hebung derselben ermuthigen in ähnlichen Verhältnissen.

Fulda.

Dr. Gutberlet.